

# Lest ihn doch einfach mal!

Peter Handke schreibt schwierige, verwinkelte Texte eines Zweifelnden, die mitunter auch zweifelhaft sind. Aber sie sind keine Kriegserklärungen.

Von Eugen Ruge

Die Barfüßler-Stelle, auf die Saša Stanišić sich in seiner bekannten Buchpreisrede bezieht, steht auf Seite 40 des „Sommerlichen Nachtrags“ von Peter Handke. Die Füße kommen ins Spiel, weil ein amerikanischer Journalist, der auf der Seite davor zitiert wird, über den Führer einer paramilitärischen serbischen Truppe schreibt, dass er „oft barfuß ging“. Auf diese seltsame Äußerung bezieht sich Handke, als er fragt, wie es eigentlich möglich sei, dass eine Horde von Barfüßlern sich in Višegrad ungehindert austoben konnte, und jetzt kommt es, „gegenüber einer mehrheitlich muslimischen, für den Krieg schon gut gerüsteten, überdies noch die Obrigkeit stellenden Bevölkerung?“.

Hier geht es offensichtlich nicht um Schuhe. Hier stellt jemand eine Frage, die ich auch stellen könnte: Wie war das möglich? Wie kann das sein? Der frischgebackene Buchpreisträger, der für seine „Narrative gegen Geschichtsklitterung“ (!) ausgezeichnet wurde, beantwortet diese Frage nicht, sondern er paraphrasiert sie – einleuchtend, aber falsch: Handke beschreibe „Milizen, die barfuß nicht die Verbrechen begangen haben können, die sie begangen haben“. Die Suggestion einer Suggestion – so was kriegt nur ein Schriftsteller zustande. Kurz gesagt, er unterstellt Handke, diese Verbrechen zu leugnen: Handke – ein Genozid-Leugner. Und er, der Buchpreisträger, muss es wissen, er war schließlich dabei. Aber wo war er dabei? Als Handke Verbrechen leugnete?

Ich war dabei, als sich 1996 ein Shitstorm ungekannten Ausmaßes über Handke ergoss, nachdem er seinen ersten Text über Jugoslawien veröffentlicht hatte. Sigrid Löffler schrieb damals in der österreichischen „Presse“: „Handkes Anfragen zum Bürgerkrieg der Südslawen wurden sofort – ohne viel Federlesens, wohl überhaupt ohne viel Lesens – abgefertigt: als naiv, verblasen, historisch dumm.“ Dreiundzwanzig Jahre später erleben wir den Shitstorm 2.0, wenn die Ziffer genügt, der anscheinend überhaupt keine Texte mehr kennt, sondern nur noch Erinnerungen an die eigene Empörung, aus dem Kontext Zitiertes, Aufgeschnapptes, oder Erlögense. Und unsere Fortschrittlichsten, die immerhin wissen, wie man Handke schreibt, ergeben sich in zierlichen Metaphern: „Der Bernd Höcke des Literaturbetriebs bricht Interview ab“, twittert Jagoda Marinić in genau dieser Schreibweise. Dabei war Handke doch eigentlich schon Hitler, wieso jetzt der Schritt zurück? Soviel zum Thema Hasskultur.

Was wollte Handke damals? Auch das sagt Löffler: „Er will die Serben nicht als ‚Kainsvolk‘ pauschal geächtet“ sehen. Dass auch bosnisch-muslimische Einheiten von 1992 an zahlreiche, wenn auch verhältnismäßig *deutlich* weniger, Angriffe auf die Bevölkerung der serbischen Dörfer um Sarajevo übten, bei denen Menschen erschossen wurden, durch Folter und Misshandlung, starben, kann man heute nachlesen, wenn man will. Inzwischen sind sogar, wenn auch zögerlich, kroatische und bosnische Kriegsverbrecher angeklagt und verurteilt worden. Aber das passt offenbar nicht die Köpfe der Saubermänner- und frauen, die eine ordentliche Welt wollen, in der das Böse vom Guten getrennt ist: Ein Tätervolk und Opfervolk – als wäre das eine genetische Frage. Wer denkt hier völkisch?

Handkes eigentlicher Furor jedoch richtet sich gegen die Medien. Er wirft ihnen vor: den „nackten, geilen marktbestimmten Fakten- und Scheinfakten-Verkauf“. Herrgott, Leute! Streicht mich sicherheitshalber schon mal von allen möglichen Preis- und Kandidatenlisten. Ich bekenne, auch ich habe gezweifelt! Auch ich habe schon Kriegsberichterstaten aus Jugoslawien, dem Irak, der Ukraine, Syrien und sogar schon aus dem Vietnam-Krieg misstraut! Weist mich dieses Misstrauen nicht als Undemokraten aus? Als Genozid-Leugner? Als Verschwörungstheoretiker? Als Nazi? Es ist Härteres gesagt worden über den Krieg in Jugoslawien, als Handke gesagt hat. Dinge, die ich hier nicht zu zitieren wage (so weit es gekommen!), so zum Beispiel die im Bosnien-Krieg-Artikel von Wikipedia aufgeführte Einschätzung des fran-

zösischen Generals Philippe Morillon, von 1992 bis 1993 Kommandant der UNPROFOR. Schaut selbst nach und schickt den Shitstorm bitte in Richtung Wikipedia – oder UNO.

Ich sehe nicht, dass Handke etwas verleugnet, nicht mal seine eigenen Mordphantasien gegen Serben(!)-führer Karadžić, dem er einen Attentäter an den Hals gewünscht hat, damit das Morden aufhört – das ist Handke: eine idiotische Ehrlichkeit. Peter Turrini empfand die „Winterliche Reise“ immerhin als „Friedenstext“. Elfriede Jelinek hat Handke gegen Peter Schneider verteidigt. Und Thomas Assheuer schrieb damals in der „Frankfurter Rundschau“ über die „Winterliche Reise“, den eigentlichen Stein des Anstoßes: Handke sammle „semantische Kostbarkeiten für den kommenden Frieden“. Leute, lest doch einfach mal seine Texte! Nehmt euch die Zeit – oder haltet den Mund. Es sind schwierige, verwinkelte, mäandernde Texte; es sind die Texte eines Zweifelnden, die womöglich auch zweifelhaft sind. Aber sie sind keine Kriegserklärungen, kein Hate Speech und keine Fake News, alles das sind sie nicht.

Aber was sind sie dann? Wie kommt es, dass Handke sich von Anfang an, schon bei der ersten Wortmeldung, die äußerste Wut, ja den Hass, der liberalen Welt zuzog? Es ist schwer, Handke mit anderen Worten als seinen wiederzugeben, dennoch sei zumindest der Versuch unternommen, ungefähr zu beschreiben, oder besser gesagt: in meine Worte zu übersetzen, worum es ihm geht oder was ich davon verstanden habe. Es geht um so etwas Ähnliches wie die Anmaßung des Westens. Um den Neoliberalismus, der damals noch anders hieß. Um westliche Wahrnehmung, aber auch um einen neuen westlichen Kolonialismus; um die Gier nach Erweiterung des ökonomischen, politischen Einflussbereichs, die so brennt, dass man bereit ist dafür kriegerische Konflikte in Kauf zu nehmen, ja sogar zu schüren. Was sonst hat man denn erwartet, wenn man in einem geographisch derart durchflochtenen Vielvölkerstaat wie Jugoslawien die Separation von Kleinnationen eilig und eifrig fördert?

Teilen muss man diesen Standpunkt nicht. Man kann dagegen schreiben, aber Leute, dann tut das! Anstatt mutwillig ein, zwei Aussagen, genauer gesagt: *Fragen* aus dem Text zu klabauen und Handke daraus den Strick zu drehen. Ich glaube Saša Stanišić aufs Wort, dass es ihm weh tut. Aber gibt ihm der Schmerz schon recht? Streit ist vollkommen in Ordnung. Wir sollten streiten – anstatt einander anzuprangern. Wenn wir so weitermachen, leben wir irgendwann in einer Gesellschaft der Anschuldigung und Denunziation, es ist ja schon so weit. Menschen werden aufgrund einer Verdächtigung bereits geächtet. Bilder werden abgehängt, nicht weil sie schlecht, sondern weil sie von der falschen Person gemalt worden sind. Und das Schlimmste ist: Die Menschen, denen das geschieht, beginnen, sich auch noch dafür schuldig zu fühlen. Üben Selbstkritik. Sehen ihre Schlechtigkeit ein. Und sind noch einverstanden mit der Vernichtung ihrer Kunstwerke. *Das kenne ich* – nämlich aus dem Stalinismus (mit dem ich mich, vor allem aufgrund meiner Familie, in meinem letzten Roman gründlich befasst habe).

Es bleibt der – berechtigte – Vorwurf, dass Handke, wengleich schon in die Enge getrieben, geächtet, verbiestert, zur Beerdigung von Milošević fuhr (und es ist, bei dem Schimpf und Hass, dem er aufs Neue ausgesetzt ist, auch jetzt wieder mit ungunigen Reaktionen zu rechnen). Handke hat einen Fehler gemacht, vielleicht mehrere. Aber war es nicht vielleicht auch ein Fehler, dass die Nato Serbien – ohne UN-Mandat! – bombardiert hat? War es vielleicht ein Fehler, dabei zwölftausend Menschen umzubringen, mindestens fünfhundert davon Zivilisten? Oder sagt jetzt jemand: Is ja 'ne gute Quote!?

Ich kann mich irren, aber ich darf mich auch irren. Demokratie ist, wenn man sich irren darf, ohne gleich geächtet zu werden. Darum geht es! Gewiss, ich werde nicht erschossen, wie unter Stalin, und das ist schon mal gut. Aber auch Ächtung ist eine ernste Drohung. Wir haben kein repressives politisches System. Aber der Postmodernismus, der, wie der Kommunismus, auch einmal angetreten war, um die Menschen zu befreien, scheint sich allmählich in eine repressive Ideologie zu verwandeln, die uns den Raum zum Denken – und das heißt: zum Ausprobieren von Irrtümern – nimmt. Der Stalinismus kommt nicht wieder, Geschichte wiederholt sich nicht, allenfalls als Farce, sagt Marx. Aber bei dieser Farce könnte uns das Lachen vergehen.

Eugen Ruge, geboren 1954 in der Sowjetunion, ist Schriftsteller und hat soeben seinen Roman „Metropol“ bei Rowohlt veröffentlicht. 2011 erhielt er für „In Zeiten des abnehmenden Lichts“ den Deutschen Buchpreis.



## Klingende Radioaktivität

Carsten Nicolai lässt Unsichtbares zu Hörbildern werden und blendet mit gleißendem Licht: Das Düsseldorf K21 blinkt und fiepst.

Es gibt auch in prominenten Museen Ausstellungsräume für zeitgenössische Kunst, die weder für Kunst noch Ausstellungen vorteilhaft, eigentlich sogar komplett ungeeignet sind. Dazu zählt in Düsseldorf das Souterrain des ehemaligen Ständehauses. Die Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen präsentiert dort, im K 21, ihre Wechselausstellungen für aktuelle Hervorbringungen. Welche Funktionen der Keller für den ehemaligen Provinziallandtag der preußischen Rheinlande um 1900 oder später für das Parlament

der Landeshauptstadt auch immer zu erfüllen hatte – als Kunstort mutete das gedrungene, weitgehend fensterlose Untergeschoss schon immer wie eine Notlösung an, und die hier und da zu hörende Bezeichnung als Turnhalle trifft zwar nicht den Kern des undankbaren Raumangebots, wohl aber bekundet sich darin dessen despektierliche Wertschätzung.

All das dürfte niemandem so klar gewesen sein wie dem Künstler Carsten Nicolai, als er seine monographische Schau „Parallax Symmetry“ projektierte: Für

diesen Auftritt musste einiges getan werden, und siehe da, das Resultat fällt, auch wörtlich genommen, blendend aus. Wer die steile Treppe zum Tiefparterre hinabgestiegen ist, verliert zunächst einmal die visuelle Orientierung, in so helles Licht ist der Raum plötzlich getaucht, nachdem Nicolai ihn rundum weiß getüncht und die Deckenlampen durch kühle Neonröhren ersetzt hat. Wo in der Ausstellung von Ai Weiwei soeben noch drangvolle Enge herrschte, ist jetzt alles aufgeräumt, entkernt, regelrecht leergeräumt, und die we-

## Ein Wohnzimmer für alle

In New York hat eine spektakuläre Bibliothek eröffnet: Sie überzeugt nicht nur durch den Blick auf die Skyline

NEW YORK, im Oktober

Der Frachter mit den in Deutschland hergestellten Fenstern kam Monate zu spät, weil in Spanien gestreikt wurde. Der Bibliothekspräsident musste wegen finanzieller Unregelmäßigkeiten gehen. Und das waren nur zwei von vielen Verzögerungen auf dem Weg zu New Yorks modernster Bücherei. Nach mehr als zehn Jahren Planung und Bau eröffnete jetzt ein architektonisches Glanzstück, das in vielem einen Kontrapunkt bildet zu den Prestigeprojekten der letzten Zeit. Wo der neue Stadtteil Hudson Yards am gleichnamigen Fluss in Manhattan oft als Spielplatz für Reiche verspottet wird, soll die neue Bibliothek am East River für alle da sein. In Long Island City in Queens gab die Stadt 41 Millionen Dollar an Steuermitteln und Spenden für den Neubau aus. Der Gantry Plaza State Park in Hunters Point, in dem hinter der alten Pepsi-Cola-Werbetafel Apartmentkomplexe in den Himmel ragen, hat damit eine neue Attraktion.

Die Bücherregale im Innern sind stufenförmig angeordnet, der Raum öffnet sich über alle fünf Stockwerke. Die riesigen Fensterfronten, die wie Tintenleckse aussehen, geben den Blick frei auf die Skyline von Midtown Manhattan. Auf jeder Etage gibt es Sitzgelegenheiten, hier und dort auch kleinere Räume, in denen sich Leser hinter einer Glaswand ungestört aufhalten können. Von allen Plätzen aus lässt sich beobachten, wie das Chrysler Building oder das Hauptquartier der Vereinten Nationen in der Sonne ihre Farbe wechseln. Einen kleinen „Canyon“ nannten Kritiker das Atrium aus Regalen, Tischen und Stufen, das mit seinen Bambuswänden an sonnigen Spätnachmittagen besonders warm wirkt. Ein paar Glaswände wurden eingezogen, weil man sich an die Sicherheitsregeln für öffentliche Gebäude halten musste –

schwindelerregend sind die Perspektiven von oben trotzdem.

Die vom Architektenbüro Steven Holl realisierte Zweigstelle ist eine von 62 öffentlichen Bibliotheken in Queens. Im Jahr 2015 verliehen sie 13,5 Millionen Bücher, was sie zu einem der größten Bücherreiche-Systeme der Welt machte. Die Bibliotheken in Queens und in Brooklyn sind unabhängig – die Stadtteile Manhattan, Staten Island und die Bronx werden von der New York Public Library bedient. Alle haben gemeinsam, dass sie weit mehr bieten als Bücher. Hier können Arbeitssuchende gratis lernen, wie man eine Bewerbung schreibt oder einen Computer benutzt. In vielen Zweigstellen gibt es auch Beratung für Einwanderer und Englischkurse. Kinder und Jugendliche können sich Hilfe bei den Hausaufgaben holen oder Laptops ausleihen. Häufig haben sie sonst keine kostenlosen Anlauf-

stellen. In Hunters Point bekommen die Jüngsten die besten Plätze: Ganz oben gibt es einen Raum für Kinder, der einen besonders schönen Blick auf Manhattan bietet – und eine mit „Teenager“ in Großbuchstaben überschriebene Sitzecke lädt nur sie zum Fläzen auf den Sofas ein.

Das Design der Bibliothek soll vor allem eines widerspiegeln: Offenheit. „Wir sprechen eure Sprache“, lautet der Werbespruch der Büchereien von Queens. „Das bedeutet nicht nur, wir haben jemanden, die vor den steigenden Mieten in weniger günstig gelegene Stadtteile fliehen. Nicht selten verkaufen sie ihre Grundstücke und Häuser unter Wert. Überall in New York verweisen Zettel an Laternenpfählen auf die „Gentrifizierung“: „Wir geben euch Bares für euer Haus!“ steht darauf, oder auch: „Learn to flip houses“, lernt, wie man Häuser gewinnbringend „umdreht“, also günstig erwirbt und mit Gewinn weiterverkauft. Der lautstarke Protest vieler Bewohner von Long Island City führte im Sommer dazu, dass der Versandhandel-Gigant Amazon seine Pläne aufgab, hier ein neues Hauptquartier zu bauen.

nigen Objekte, die sparsam auf den Saal verteilt sind, muten in der Helle schwerelos an, als wäre die Gravitation außer Kraft gesetzt – und sie könnten gleich abheben wie in einer Assunta. Nicolai hat seinen Auftritt so gestaltet, dass seine Ausstellung als Ganze als Bild vor Augen tritt, was ein eher seltener Fall ist; ein Raumbild eröffnet sich, in dem die Dinge in einem diffusen, scheinbar immateriellen Ambiente gruppiert sind.

Maßgeblich befördert wird dieser Eindruck durch einen Siebdruck an der Stirnwand, der mit einem Raster aus Schwarz und Weiß einen mächtigen Balken auf die Fläche zeichnet. Dessen Konturen lösen sich nach oben und unten in einem pudrigen Licht auf, und die riesige waagerechte Linie scheint sich von der Wand abzulösen, um im Raum vor sich hin zu pulsieren – als verbreite sich darin schwirrender Graphitstaub. In der Breite des Raums wiederum sind zwei lange Drähte gespannt, auf denen kleine Leuchtdioden funkeln, so meint man es wenigstens im ersten Augenblick wahrzunehmen, um dann zu gewärtigen, dass vielmehr zwei Laserstrahlen den Raum abmessen und die vorhandenen Staubpartikel in einem Schauspiel sichtbar macht, an dem man sich nicht sattsehen kann. Optical Art kann sehr aktuell sein, Nicolai unterzieht sie einem ergiebigen Update. Und fundiert sie im Übrigen in der Quantenphysik, gehen doch die elektromagnetischen Wellen von gegenüberliegenden Spiegeln mit eingebauten Fotozellen aus, die jene Laserstrahlen aktivieren. So also sieht Telekommunikation aus, wenn sie ein Künstler sichtbar macht: ungemein attraktiv.

Der in Berlin lebende, 1965 in Chemnitz geborene Carsten Nicolai hatte in seiner künstlerischen Selbstfindung schon früh begonnen, mit physikalischen Phänomenen zu experimentieren, etwa mit extrem hohen, kaum oder mit dem Gehör gar nicht wahrnehmbaren Frequenzen zu spielen, bis er ein Oszilloskop zur Hilfe nahm, um zu sehen, ob diese Frequenzen tatsächlich da sind. In seiner Installation „particle noise“ bildet Nicolai die Radioaktivität im Raum akustisch ab. Vor den Bullaugen am Kaiserteich plaziert er Soundsystem und Messgerät, analoge und digitale Geigerzähler, Sinuswellengenerator und Radioempfänger, um die Signale der Strahlung als Soundtrack hörbar zu machen. Tritt man näher an ein vieleckiges, lichtschluckendes Objekt in Schwarz heran, registriert im Innern ein Instrument namens Theremin die elektrische Kapazität des humanen Körpers und interagiert mit diesem mittels niedrigfrequenter Töne, als ob damit ein Mesmerismus darstellbar würde. In der Form geht dieser rätselhafte Polyeder auf Dürers Stich „Melencolia I“ zurück, wo sie die Allianz von Kunst und Wissenschaften symbolisiert.

Überhaupt liegt dieser Ausstellung ein universaler Gedanke zugrunde: sinnlich erfahrbar zu machen, was die Welt im Innersten zusammenhält. Zu zeigen, wie sich die Dinge selbst ordnen, etwa in Bildern mit Stahlbändern, die sich durch ihre Spannung in ästhetische Form bringen, oder welche Schönheit mathematischen Formeln innewohnen, wenn sie in Linien übersetzt werden. Insgesamt aktiviert Nicolai in seiner Düsseldorfer Ausstellung, was als Minimal Art und konkrete Kunst eine lange Karriere hinter sich hat, um daraus, mit Sinn für die Ökonomie der Mittel, einen eigenen Techno domus zu machen. Und das Souterrain des K21 schweben zu lassen.

GEORG IMDAHL  
**Carsten Nicolai. Parallax Symmetry.** Im K 21, Düsseldorf, bis zum 19. Januar 2020. Ein Katalog ist in Vorbereitung.



Von innen wie außen ein Glanzstück: die neue Bibliothek am East River Foto Max Thouhy

sein“, wie Walcott es formuliert. Für manche wird sie aber auch ein Symbol für schmerzhaft Veränderungen in Long Island City sein. Keine Viertelstunde braucht die Subway von hier nach Manhattan, und so zieht die Gegend schon seit Jahren immer mehr Immobilienentwickler an. Sobald die Stadt ein Gebiet für die Bebauung mit neuen Apartments öffnet, lassen die vollverglachten Hochhäuser nicht lange auf sich warten – oft zum Nachteil der alteingesessenen Bewohner, die vor den steigenden Mieten in weniger günstig gelegene Stadtteile fliehen. Nicht selten verkaufen sie ihre Grundstücke und Häuser unter Wert. Überall in New York verweisen Zettel an Laternenpfählen auf die „Gentrifizierung“: „Wir geben euch Bares für euer Haus!“ steht darauf, oder auch: „Learn to flip houses“, lernt, wie man Häuser gewinnbringend „umdreht“, also günstig erwirbt und mit Gewinn weiterverkauft. Der lautstarke Protest vieler Bewohner von Long Island City führte im Sommer dazu, dass der Versandhandel-Gigant Amazon seine Pläne aufgab, hier ein neues Hauptquartier zu bauen.

In der neuen Bibliothek sehen Optimisten aber auch ein Zeichen dafür, dass die Stadt die Anliegen der armen Bevölkerungsschichten nicht ganz vergessen hat. Und die meisten Kritiker fanden den Bau zwar zu teuer, aber doch überzeugend. New Yorker wären allerdings keine New Yorker, wenn sie den vermeintlichen Fehler nicht schnell finden würden. Es sei nicht so leise, wie man es von einer Bibliothek erwarten könnte, beklagten sich manche. Tatsächlich, die Kinder, die im Foyer spielen, sind noch ein paar Treppen darüber zu hören. Vielleicht wird das neue Glasstück von Queens also nicht zu allen Zeiten ein Ort des stillen Studierens sein – aber dafür gibt es ja genug unscheinbare Büchereien. FRAUKE STEFFENS